Volksbund *Forum*

Frieden ist ein Privileg

Ansprachen zum
Volkstrauertag 2012

Volksbund Deutsche
Kriegsgräberfürsorge e.V.

Versöhnung über den Gräbern
Arbeit für den Frieden

Volksbund *Forum*

Frieden ist ein Privileg

Ansprachen zum
Volkstrauertag 2012

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
Kassel 2013

Die Reihe Volksbund *Forum* dient der Dokumentation inhaltlicher Reflexionen zum komplexen Themenfeld der europäischen Erinnerungs- und Gedenkkulturen. Volksbund *Forum* ist Plattform für Denkanstöße zur inhaltlichen Weiterentwicklung der Arbeit der deutschen Kriegsgräberfürsorge.

Bisher erschienen:

Band 1: „Darf der Rote Baron wieder Held sein?“ Politisch-wissenschaftliches Kolloquium in der Jerusalemkirche, Berlin, 16. Oktober 2008; Kassel 2008.

Band 2: Rolf Wernstedt: Deutsche Erinnerungskulturen seit 1945 und der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.; Kassel 2009.

Band 3: Den Frieden gewinnen: Ansprachen zum Volkstrauertag 2009; Kassel 2009.

Band 4: Gemeinsam erinnern. Beiträge aus dem Workshop „Gedenkkultur und Zukunftsperspektiven im Bereich der universitären Ausbildung“, Wolgograd, 25. Juni 2009; Kassel 2010.

Band 5: Vertrauen ist etwas Kostbares. Ansprachen zum Volkstrauertag 2010; Kassel 2011.

Band 6: Tätiges Erinnern. Ansprachen zum Volkstrauertag 2011; Kassel 2012.

Band 7: Zur Konkurrenz der Erinnerungskulturen in Deutschland, Frankreich und Polen. Kassel 2012.

Band 8: Zwischen Usedom und Uznam. Die Geschichte der deutsch-polnischen Grenze 1945-1951. Kassel 2012.

Inhalt

Vorwort 5

I. Aus der Zentralen Gedenkveranstaltung zum Volkstrauertag im Deutschen Bundestag 9

Begrüßungsansprache des Präsidenten des Volksbundes, Reinhard Führer 11

Lesung von Heinz Pankuweit, deutscher Teilnehmer des Zweiten Weltkrieges 15

Lesung von Alexandra Simtion, aktiv in der Jugendarbeit des Volksbundes 19

Am Haus Europa weiterbauen
Gedenkansprache von Gerda Hasselfeldt, Vorsitzende der CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag 25

II. Aus weiteren zentralen Gedenkveranstaltungen in Berlin 33

Frieden ist stärker als Krieg
Gedenkansprache des ungarischen Botschafters in Deutschland, Dr. József Czukor, bei der internationalen Gedenkveranstaltung auf dem Friedhof Berlin-Lilienthalstraße 35

Totengedenken 41

III. Gedenkveranstaltung am Ehrenmal des deutschen Heeres in Koblenz 43

Das Ehrenmal des deutschen Heeres 45

Der toten Kameraden gedenken
Gedenkansprache von Klaus von Dohnanyi, Bundesminister a. D. und Erster Bürgermeister von Hamburg a. D. 49

IV. Aus Gedenkveranstaltungen in den Bundesländern 55

Mit ihrer Geschichte verwurzelt
Gedenkansprache von Silke Baumann, Vikarin der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, in der Stadtkirche Friedberg/Hessen 57

Den Blick für die Zukunft schärfen
Gedenkansprache von Ernst Klein, Gegen Vergessen – für Demokratie e. V., im Bürgersaal der Stadt Kassel/Hessen 65

Impressum 80

Vorwort

Der nun schon neunte Band der Buchreihe „Volksbund *Forum*“ dokumentiert unter dem Titel „Frieden ist ein Privileg“ Gedenkansprachen zum Volkstrauertag 2012.

In der Tat: Frieden ist ein Privileg. Dessen müssen sich die Angehörigen der jüngeren Generation in den meisten Ländern Europas heute erst vergewissern. Denn sie kennen den Krieg und seine Folgen nicht aus eigener Erfahrung. So stellt Alexandra Simtion in ihrem Beitrag zur zentralen Gedenkfeier in Berlin fest: „In Friedenszeiten zu leben ist ein Privileg, denn Frieden ist nicht selbstverständlich. Es ist die Aufgabe und die Herausforderung eines jeden einzelnen von uns, den Frieden zu wahren. Und wir alle – gerade die junge Generation – müssen uns dieser Verantwortung annehmen.“

Die junge Frau ist eine von etwa 20 000 Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge Jahr für Jahr an den Gräbern der Weltkriege zusammenführt. Die Idee dahinter ist ebenso einfach wie überzeugend. Junge Menschen können die Vergangenheit nicht ändern. Aber sie können sie annehmen, sie können daraus lernen und zum Frieden in der Zukunft beitragen. Aus Büchern kann man viel über den Krieg und seine Folgen lernen. Wirklich nachhaltig wirkt aber nur die Begegnung mit den Zeugen und den Zeugnissen des Krieges, vor allem den Kriegsgräbern. Nicht umsonst wird der luxemburgische Premierminister Jean-Claude Juncker häufig zitiert, der bei einer Ge-

denkfeier auf der deutschen Kriegsgräberstätte Sandweiler 2005 und im Jahr 2008 beim Volkstrauertag in Berlin formulierte:

„Wer an Europa zweifelt, wer an Europa verzweifelt, der sollte Soldatenfriedhöfe besuchen! Nirgendwo besser, nirgendwo eindringlicher, nirgendwo bewegender ist zu spüren, was das europäische Gegeneinander an Schlimmstem bewirken kann. Das Nicht-Zusammenleben-Wollen und das Nicht-Zusammenleben-Können haben im 20. Jahrhundert 80 Millionen Menschen das Leben gekostet.“

Viele Gedenkredner, von deren Texten wir hier leider nur eine kleine Auswahl präsentieren können, betonen, dass der Wandel von der „Erbfeindschaft“ hin zur deutsch-französischen Freundschaft im Grunde das Herzstück der Europäischen Union war und ist. Darin sind sich der Präsident des Volksbundes, Reinhard Führer, Alexandra Simtion, der deutsche Kriegsteilnehmer Heinz Pankuweit und die bekannte CSU-Politikerin Gerda Hasselfeldt im Deutschen Bundestag einig. Ihre Texte dokumentieren wir in diesem Buch.

Die zusätzlich aufgenommenen Beispiele von Klaus von Dohnanyi am Ehrenmal des deutschen Heeres sowie Silke Baumann und Ernst Klein aus Hessen beschäftigen sich in unterschiedlicher Weise zudem mit aktuellen Fragen der Gedenkkultur. Sie thematisieren auch die Formen des Gedenkens an alle Opfergruppen – so wie es im vom Bundespräsidenten Joachim Gauck vorge-

tragenen Totengedenken niedergelegt ist: „*Wir trauern mit allen, die Leid tragen um die Toten, und teilen ihren Schmerz.*“

Leid und Schmerz der Angehörigen endet mit ihrem eigenen Tod. Die davon und von den Kriegsgräbern ausgehende Mahnung bleibt jedoch unverändert aktuell. Dies beweist sich nicht nur an den Auslandseinsätzen der Bundeswehr. Auch heute gilt: Frieden ist ein Privileg, das auf der Welt längst nicht selbstverständlich ist – eher im Gegenteil.

So ergibt sich neben der von allen Kriegsgräbern weltweit ausgehende Mahnung zum Frieden nach der Lesart von Ernst Klein und vielen weiteren Gedenkrednern auch eine Aufforderung zum persönlichen Handeln für jeden Einzelnen:

„*Dass der nun schon jahrzehntelang andauernde Frieden in fast allen Teilen Europas keineswegs selbstverständlich ist, sehe ich als ein wichtiges Zeichen dafür, dankbar zu sein – aber auch zu erkennen, dass Frieden immer wieder neu erarbeitet werden und jeder von uns seinen Beitrag dazu leisten muss. Auch die zahlreichen Gedenkveranstaltungen am Volkstrauertag können wichtige Beiträge sein in der Arbeit für ein friedliches Zusammenleben aller Menschen und Völker.*“

Für die Redaktion:

Maurice Bonkat

I. Aus der Zentralen Gedenkveranstaltung zum Volkstrauertag im Deutschen Bundestag

Begrüßungsansprache des Präsidenten des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Reinhard Führer

Am 8. Juli 1962, also vor 50 Jahren, kam es in der Kathedrale in Reims zu der historischen Begegnung zwischen Bundeskanzler Adenauer und dem französischen Staatspräsidenten de Gaulle. Am 9. September 1962 besuchte de Gaulle Deutschland. Unvergessen bleibt seine Rede in Ludwigsburg. Für die Aussöhnung zwischen Deutschen und Franzosen war dieser Tag ein wichtiger Meilenstein.

Weniger in unserem Bewusstsein, aber ein ebenfalls zur Überwindung der gemeinsamen schlimmen Vergangenheit bedeutsamer Vorgang war im selben Jahr für viele Deutsche die Einweihung des größten deutschen Soldatenfriedhofes Andilly in der Nähe von Nancy, deren fünfzigsten Jahrestag wir am 8. September dieses Jahres begehen konnten. Ein Bild von diesem Ereignis sehen Sie hier hinter mir im Großformat.

Für uns ist es schon fast Normalität, dass an dem Gedenken auch französische Kriegsveteranen sowie eine Ehrenformation und ein Musikkorps der französischen Streitkräfte teilnehmen. Wir sind dafür dankbar, müssen uns aber immer wieder im Klaren sein, dass dies nur der über die Jahrzehnte gewachsenen Freundschaft zwischen unseren Völkern zu verdanken ist.

In wenigen Tagen können wir auf 20 Jahre deutsch-russisches Kriegsgräberabkommen zurückblicken – auf ein

Abkommen, das in seiner Bedeutung für die Verarbeitung eines Teils der gemeinsamen schrecklichen Jahre einen besonderen Rang einnimmt. In diesem Zeitraum konnte der Volksbund über 20 deutsche Soldatenfriedhöfe in Russland neu errichten. 325 000 deutsche Soldaten des Zweiten Weltkrieges, die wir seither in den Weiten Russlands geborgen haben, konnten so eine würdige letzte Ruhestätte finden.

Dass dies möglich war, verdanken wir den russischen Veteranen, die sich trotz vielfachen Widerstandes in den eigenen Reihen für die Versöhnung über den Gräbern ausgesprochen haben. Wir verdanken es auch den russischen Behörden und unserer russischen Partnerorganisation, ohne deren Mitwirken das Werk nicht gelungen wäre. In diesem Zusammenhang darf die Russische Botschaft in Berlin nicht unerwähnt bleiben, die uns oft in schwierigen Situationen geholfen hat, unsere Arbeit der Versöhnung über den Gräbern weiterzuführen.

Am 22. September dieses Jahres begingen wir den zehnten Jahrestag der Einweihung der nebeneinander liegenden Soldatenfriedhöfe in Rshew etwa 200 Kilometer westlich von Moskau. Nur durch einige Baumreihen getrennt befinden sich hier die Gräber der in der Schlacht in und bei Rshew gefallenen deutschen und sowjetischen Soldaten. Die große Anteilnahme russischer Veteranen und der örtlichen russischen Bevölkerung an dem gemeinsamen Gedenken nicht nur auf dem sowjetischen, sondern auch auf dem deutschen Friedhof hat ein deutliches Zeichen der Vergebung und der Versöh-

nung gesetzt. Dieses Zeichen ist keine Selbstverständlichkeit in Anbetracht dessen, welch unsägliches Leid der von Hitler entfesselte Krieg den Menschen in diesem Land gebracht hat.

Um unsere Arbeit für die Gefallenen und ihre Angehörigen im Geiste der Verständigung und der Mahnung für den Frieden fortsetzen zu können, bitten wir um weitere Unterstützung aus Politik und Gesellschaft.

Wenn wir am heutigen Tage aller Toten von Krieg, Gewalt, Vertreibung und der Verbrechen gegen die Menschlichkeit gedenken, so geht von dieser Gedenkfeier auch die Forderung an alle am Krieg in Syrien und am Konflikt im Nahen Osten Beteiligten aus:

Sucht eine friedliche Lösung und lasst die Waffen schweigen.

Jeder Tote ist einer zu viel.

Das Leid und das Elend müssen endlich ein Ende haben.

***

Lesung
von Heinz Pankuweit,
deutscher Teilnehmer des Zweiten Weltkrieges

Mein Name ist Heinrich Pankuweit, geboren 1925 in Bonn. Den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erlebte ich als 13-jähriger Schüler, sein Ende als 19-jähriger Kriegsgefangener.

Meine Mutter hatte 1914 ihren Ehemann als Soldat in Frankreich und 1943 ihren ältesten Sohn als Bordfunker der Luftwaffe über England verloren. Beide wurden Opfer sinnloser Kriege. Millionen Mütter mussten weltweit ähnliche oder noch größere Opfer bringen.

Mein Bruder starb mit 22 Jahren. Gemeinsam mit britischen und deutschen Soldaten ruht er heute auf dem Nordfriedhof der englischen Hafenstadt Hull. Noch heute besuche ich regelmäßig sein Grab – und spreche mit ihm. Seine letzten Briefe habe ich aufbewahrt. Nach dem Tod meines Bruders Hugo schrieb mir mein Vater voller Sorge: „Sei nicht feige, aber vorsichtig! Denk daran, wie Mutter leiden würde, wenn auch du nicht zurückkehrst!“ Diese Sätze hatten mich tief bewegt!

Auch ich wollte Bordfunker werden. Im August 1944 mussten über tausend angehende Bordfunker – die meisten 18 Jahre alt – ihre Ausbildung in Lyon abbrechen und am westlichen Ufer der Rhone in Stellung gehen. Zusammen mit anderen Wehrmachtseinheiten sollten wir den Rückzug der deutschen Truppen aus Süd-

frankreich sichern – eine heikle Aufgabe für uns im Kampf unerfahrenen jungen Soldaten. Bald würden wir starken alliierten Streitkräften gegenüberstehen, die sich rhoneaufwärts bedrohlich näherten.

Bei dieser Lage meinte ein Kamerad aus Stargard in Pommern, dass wir unsere Heimat nicht wiedersehen würden. Und tatsächlich fiel er am nächsten Tag in einem erbitterten Straßenkampf. Seine letzten Worte: „Kameraden, helft mir!“, bleiben unvergessen. Seine Befürchtung hatte sich für viele grausam bewahrheitet. Sie alle ruhen heute auf dem vom Volksbund gepflegten deutschen Soldatenfriedhof in Dagneux. Für uns aber ging der Krieg gnadenlos mit unvorstellbarer Härte weiter.

In der Nacht zum 16. Dezember 1944 fuhren wir als Funker der Fallschirmtruppe in die Ardennen. Die letzte große deutsche Offensive forderte unermessliche Opfer. Innerhalb nur eines Monats starben auf jeder Seite der Front zehntausende junger Menschen: Amerikaner, Briten und Deutsche. Auch die belgische Bevölkerung blieb von den blutigen Kämpfen nicht verschont. Tief hängende Wolken schützten uns in den ersten Tagen vor Angriffen aus der Luft. Als sich das Wetter besserte, regnete es Bomben und Granaten. Sie zerstörten die Hoffnungen vieler Eltern auf eine Rückkehr ihrer Söhne. So erging es auch vielen Angehörigen unserer damaligen Gegner. Die Bilder der toten und gefrorenen Körper kann ich nicht vergessen.

Opfer eines nächtlichen Artillerieangriffs wurde unser aus Schlesien stammender Funkmeister. Unter dem Lärm deutscher Nebelwerfer bestatteten wir ihn mit einem stillen Gebet. Tags zuvor hatte er mir erzählt, dass seine junge Frau bei eisiger Kälte in der Heimat mit ihrem Baby auf der Flucht sei. Wie mag es ihr und dem Kind wohl ergangen sein?

Mitte April 1945 ergaben wir uns im Ruhrkessel amerikanischen Soldaten, die uns fair begegneten und versorgten. Riesige Gefangenenlager ohne Unterkünfte wie Remagen, Wiekrathberg und die anderen Rheinwiesenlager aber forderten ihre Opfer. Stacheldraht, nackte Erde, Kälte, Regen, Hunger und Durst quälten die Gefangenen. Doch nach etwa drei Monaten wurden viele wieder entlassen.

Meine Eltern waren glücklich über die Heimkehr ihres jüngsten, aber nunmehr einzigen Sohnes. Wir jungen Menschen hatten Jahre unserer Jugend verloren – viele auch ihre Gesundheit, die Heimat oder liebe Angehörige! Der mit hohen Verlusten verbundene Einsatz an zahlreichen Fronten war Teil unserer Jugend. Der Krieg schonte niemanden – weder Mütter noch Kinder, weder Alte noch Kranke. Er fand überall seine Opfer.

Millionen waren ermordet worden, starben in Ghettos, Konzentrations- und Gefangenlagern, verloren ihr Leben auf der Flucht, fielen Hunger und Not zum Opfer, fanden im Bombenhagel und Feuersturm ein schreckliches Ende. Ihre Gräber sind heute unersetzbare Mahn-

male gegen den Krieg und gegen das Vergessen. Jedes einzelne Grab ist ein Mahnmal für Frieden und Versöhnung.

Dem Volksbund, seinen Helfern und Förderern bin ich dankbar für die Pflege der Gräber. Danken möchte ich auch dem luxemburgischen Premierminister Jean-Claude Juncker für seine Worte: „Wer an Europa zweifelt, wer an Europa verzweifelt, der sollte Soldatenfriedhöfe besuchen!“

Danke!

***

Lesung
von Alexandra Simtion,
aktiv in der Jugendarbeit des Volksbundes

Vor einigen Jahren besuchte ein Zeitzeuge die internationale Jugendbegegnung in Baden-Württemberg. Er hielt einen Gegenstand hoch und sagte zu uns: „Als Kinder sind wir auf dem Heimweg von der Schule immer durch den Park gelaufen und haben das hier gesammelt“.

Menschen seiner Generation hätten den Gegenstand wohl sofort wiedererkannt. Bei den Jugendlichen dauerte es eine Weile, bis sie erkannten, dass es sich bei dem Stück Metall, das er uns zeigte, um einen Granatsplitter handelte. In diesem Augenblick musste ich an meine eigene Kindheit denken: Auch ich bin mit meinen Schulfreunden durch den Park nach Hause gelaufen. Wir haben damals Kastanien gesammelt.

Die Begegnung mit dem Zeitzeugen liegt nun einige Jahre zurück. Es war einer der bewegendsten Momente meiner ehrenamtlichen Tätigkeit für den Volksbund – einer der Augenblicke, die mir deutlich vor Augen geführt haben, wie wichtig Friedensarbeit heute ist und auch in Zukunft sein wird.

Als ich das erste Mal vom Volksbund gehört habe, war ich 17 Jahre alt. Einer meiner Lehrer in Rumänien erzählte von einer internationalen Jugendbegegnung in Deutschland. Das klang nach drei spannenden Wochen –

schöne Städte, neue Menschen, viele Sprachen, unterschiedliche Kulturen! Was genau der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge ist und was er macht, das habe ich damals noch nicht gewusst.

Einige Wochen später stand ich zum ersten Mal auf einer Kriegsgräberstätte. Das Leitungsteam der Jugendbegegnung nannte uns jeweils vier Namen von Kriegstoten des Zweiten Weltkrieges, nach deren Gräbern wir suchen sollten. Als ich durch die Reihen lief, die Augen auf die Grabsteine fixiert, hatte ich das Gefühl, dass die Gräber kein Ende nehmen. Keiner der gesuchten Namen wollte auftauchen, dafür aber unzählige andere – und es schien endlos weiter zu gehen. Und dann wurde mir bewusst: Das ist ja nur ein kleiner Teil von einem Friedhof in einer Stadt, in einem Land … wie viele solcher Gräber mag es wohl auf der ganzen Welt geben?

Über 55 Millionen Menschen haben im Zweiten Weltkrieg ihr Leben verloren – das hatte ich im Geschichtsunterricht gelernt. Aber wer kann sich diese Zahl schon vorstellen? Bei einer unserer Jugendbegegnungen haben die Teilnehmer versucht, diese Zahl zu begreifen: 55 Millionen Tote in den Kriegsjahren sind 17 Opfer in einer Minute. Jede dritte Sekunde ein weiteres Opfer ...

Der zeitliche Abstand zum Zweiten Weltkrieg nimmt zu. Dadurch wird die Bedeutung der inhaltlichen und praktischen Arbeit mit Jugendlichen an Kriegsgräber- und Gedenkstätten immer größer. Jeder, der eines unserer Projekte selbst erlebt oder besucht hat, weiß um

diese Bedeutung. Denn die Beschäftigung mit den Gräbern der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft prägt junge Menschen. An diesem Lernort der Geschichte sehen sie sich deren Schicksal unmittelbar gegenübergestellt. Denn hinter jedem Grabstein verbirgt sich das Schicksal eines einzelnen Menschen, seiner Familie, einer ganzen Generation.

Wenn junge Menschen auf einem Friedhof arbeiten, die Grabsteine pflegen, das Unkraut entfernen oder Inschriften nachmalen, dann gibt es meist ein Grab, das sie persönlich berührt und ihnen besonders nahe geht. Das sind oft Gräber von jung Verstorbenen, von Menschen im gleichen Alter wie sie selbst. Es sind die Gräber von eigenen Landsleuten, die fernab der Heimat gestorben sind, oder Gräber von Kindern und Familien, die bei Bombenangriffen starben. Und auch die Inschrift „Unbekannter Soldat“ bewegt viele, denn sie gibt Zeugnis von einem unvorstellbaren Schicksal. Namenlos gestorben an einem meist unbekannten Ort. Was muss eine Mutter empfinden, die nicht weiß, wo ihr Sohn gefallen ist? Was fühlt ein Kind, das den Vater nur von einem Bild kennt?

Jeder von uns weiß, dass es nach wie vor Krieg und Gewalt auf der Welt gibt. Und doch frage ich mich: Sind wir uns dessen tatsächlich bewusst? Was Krieg bedeutet, das können nur diejenigen nachempfinden, die ihn selbst erlebt haben oder erleben. Wir anderen können aber aus der Geschichte lernen und dafür Sorge tragen, dass die Vergangenheit und das Leid von Millionen nie-

mals in Vergessenheit geraten. Für unsere und die kommenden Generationen sind Kriegsgräber und Gedenkstätte darum Orte internationaler Begegnung und Lernorte der Geschichte, an denen wir uns mit der Vergangenheit auseinandersetzen. Sie mögen nicht für jeden Orte individueller Trauer sein, dafür liegt der Krieg für viele bereits zu lange zurück. Und doch sind die Gräber eindringliche Mahnmale für den Frieden und gegen das Vergessen. Darin liegt für mich der Kern internationaler Friedensarbeit mit Jugendlichen.

Denn bei diesen Projekten treffen junge Menschen unterschiedlicher Nationen, Kulturen und Religionen zusammen. Sie tauschen sich aus, arbeiten gemeinsam, überwinden Sprachbarrieren und hinterfragen Vorurteile und nationale Prägungen. Dabei stellen sie fest, dass diese Unterschiede uns nicht trennen. Vielmehr ist die kulturelle Vielfalt eine Bereicherung für uns alle.

Im August dieses Jahres fand in Karlsruhe eine Internationale Jugendbegegnung mit jungen Menschen aus 16 Nationen statt. Ein Teilnehmer erzählte mir, dass er schon einmal in Deutschland war. Seine Familie musste damals aus dem ehemaligen Jugoslawien vor dem Krieg flüchten. Er sagte: „Du weißt gar nicht, wie schnell das gehen kann, dass sich dein Leben verändert, dass der Krieg kommt und der Frieden verloren geht“.

In Friedenszeiten zu leben ist ein Privileg – denn Frieden ist nicht selbstverständlich. Es ist die Aufgabe und die Herausforderung eines jeden einzelnen von uns, den

Frieden zu wahren. Und wir alle – gerade die junge Generation – müssen uns dieser Verantwortung annehmen. Und das ist es, was mich für unsere Friedensarbeit motiviert und mir zeigt, dass wir gemeinsam eine Zukunft in Frieden schaffen und bewahren können. Eine Zukunft, in der Kinder auf dem Nachhauseweg im Park ... einfach nur Kastanien sammeln.

***

Am Haus Europa weiterbauen

Gedenkansprache von Gerda Hasselfeldt, Vorsitzende der CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag

Wir gedenken heute der Opfer von Krieg, Terror und Gewalt. Wir erinnern an das Unrecht der Willkürherrschaft und an die Schrecken bewaffneter Auseinandersetzungen, an das Leiden der Menschen, die gedemütigt, verfolgt, verschleppt, vertrieben, verwundet oder getötet wurden. Ihnen, ihren Angehörigen und Hinterbliebenen ist dieser Tag, ist der Volkstrauertag gewidmet.

Wir können dankbar sein, dass auch heute noch Menschen leben, die von den Schrecken des Krieges aus eigener Erfahrung berichten können, so wie wir vorhin die bewegenden Worte des Zeitzeugen Heinrich Pankuweit über seine Erlebnisse als Soldat in Frankreich in den Jahren 1944 und '45 gehört haben.

Mich hat auch sehr die Lesung von Alexandra Simtion beeindruckt, die hier stellvertretend für 20 000 Jugendliche steht, die der Volksbund jährlich über den Kriegsgräbern zusammenbringt. Die Jugendlichen haben die Schrecken des Krieges nie erlebt. Sie sehen aber die Folgen auf den Friedhöfen und nehmen sie als Vermächtnis der Toten zum Frieden an.

Erinnerung und Mahnung dürfen nicht nur Thema eines Tages und einer zentralen Gedenkstunde hier im

Deutschen Bundestag sein. Es ist eine für uns alle nie endende Aufgabe, an die Opfer zu erinnern, auf die Ursachen für die schrecklichen Ereignisse hinzuweisen und daraus Lehren zu ziehen.

Jede neue Generation muss die Vergangenheit kennen, um die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft entsprechend gestalten zu können. Hier stehen wir – jeder einzelne von uns, ob jung oder alt – in der Verantwortung.

In diesem Sinne gedenken wir heute nicht nur der Opfer vergangener kriegerischer Auseinandersetzungen, sondern auch der Menschen, die in aktuellen Konflikten Opfer von Gewalt und Willkür geworden sind.

Unsere Gedanken sind heute auch bei den Angehörigen und Freunden der Bundeswehrsoldaten, Polizisten und Entwicklungshelfer, die in den vergangenen Jahren in Afghanistan und bei anderen Einsätzen getötet und verletzt wurden. Ihnen gilt unsere besondere Anteilnahme.

Vor kurzem hat der heute 90-jährige Edmund Schmidt aus Braunschweig dem Deutschen Bundestag ein Gedicht übermittelt, das er 1941 als schwer verwundeter Soldat in Russland an seine Angehörigen geschickt hat. Das Gedicht mit dem Titel „Winter 1941/1942“ beschreibt Einsamkeit, Angst, Trauer und Sehnsucht der Soldaten an der Front.

Ich zitiere auszugsweise:

„Ihre grauen Münder sprechen kaum,
da es nichts zu sagen gibt,
und die Augen vor dem Niemandsraum
haben lang nicht mehr geliebt.
Da erschauerst du und gehst allein
zögernd hin zu Kreuz und Grab,
weinst dann tief in dich hinein,
weil dir niemand eine Antwort gab.
Wieder ziehen graue Wolken her
und der Wind rauscht es dir zu:
Hier hat niemand eine Heimat mehr!
Glaub an sie – und bete du!“

Für mich ist es sehr eindrucksvoll, dass Edmund Schmidt bei all den erlebten Schrecken des Krieges Trost im Gedanken an die Menschen in der Heimat und in seinem Glauben findet.

Das Gedicht zeigt weiter – wie auch die heutige Lesung von Heinrich Pankuweit –, dass Leid eines einzelnen Menschen auch immer Leid für Angehörige und Freunde bedeutet.

An diese Botschaft erinnert uns eindringlich die Skulptur „Mutter mit totem Sohn“ von Käthe Kollwitz in der Neuen Wache in Berlin. An dieser zentralen Gedenkstätte für die Opfer von Gewaltherrschaft und Krieg wurden am heutigen Volkstrauertag Kränze der Verfassungsorgane niedergelegt.

Käthe Kollwitz hat das Leid von Angehörigen am eigenen Leib erfahren. Im Ersten Weltkrieg starb ihr Sohn in Flandern, im Zweiten Weltkrieg ihr Enkel in Russland. Sie selbst sagte einmal: „Die eigentlichen Verlierer der Kriege sind immer die Eltern, die Frauen, die Mütter“, und ich füge hinzu: die Kinder. Die von ihr geschaffene Skulptur „Mutter mit totem Sohn“ macht den Schmerz der Angehörigen für den Betrachter fast greifbar. Gerade für die Angehörigen ist der zentrale Gedenktag heute ein wichtiger Tag. Sie sollen sehen, dass sie mit ihrer Trauer und mit ihrer Fassungslosigkeit nicht alleine sind.

Gedenken und Erinnerung müssen uns aber auch Mahnung für die Zukunft sein. Der Philosoph und Schriftsteller Santayana hat diesen Grundgedanken eindrucksvoll formuliert: „Die sich des Vergangenen nicht erinnern, sind dazu verurteilt, es zu wiederholen.“ Gerade auch, weil es immer weniger Zeitzeugen gibt, ist der Volkstrauertag so wichtig.

Ich danke dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge für die Ausrichtung dieses Tages und für die aufopfernde und verantwortungsvolle Arbeit im Einsatz für den Frieden.

Der Volksbund kümmert sich weltweit um mehr als 800 Kriegsgräberstätten in 45 Ländern und damit um die letzen Ruhestätten von etwa 2,5 Millionen Kriegstoten. Dabei arbeitet er eng mit Partnerorganisationen vieler Länder zusammen. Ich freue mich, dass einige

dieser Partnerorganisationen heute vertreten sind. Auch ihnen gilt unser besonderer Dank.

An Kriegsgräbern und Gedenkstätten finden seit vielen Jahren Jugendbegegnungen statt. Mit dieser Jugendarbeit, von der uns Alexandra Simtion heute anschaulich berichtet hat, setzt der Volksbund sein Motto „Versöhnung über den Gräbern“ in die Tat um. Er leistet damit einen wichtigen Beitrag für das Geschichtsbewusstsein der jungen Generation.

Der Volkstrauertag lässt uns innehalten und der Opfer von Krieg und Gewalt gedenken. Eine der wichtigsten Lehren aus der Vergangenheit ist die deutsch-französische Aussöhnung. Sie ist die Basis eines einzigartigen und dauerhaften Friedens- und Integrationsprozesses in Europa. Deshalb freue ich mich, dass der Volksbund die deutsch-französische Freundschaft heute besonders würdigt.

In diesem und im kommenden Jahr erinnern wir uns an entscheidende Wegmarken der deutsch-französischen Freundschaft. Im Juli gedachten wir – wie schon Präsident Führer bemerkt hat – der geschichtsträchtigen Versöhnungsmesse, die 1962 in Reims in Anwesenheit von Bundeskanzler Konrad Adenauer und Präsident Charles de Gaulle stattfand.

Im Januar werden wir den 50. Jahrestag des Abschlusses des Élysée-Vertrages mit einem deutsch-französischen Tag feiern. Die guten Beziehungen und die

Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich sind heute in den Köpfen und – noch wichtiger – in den Herzen der Menschen fest verankert.

Die Geste der Versöhnung von Bundeskanzler Helmut Kohl und Präsident François Mitterand über den Gräbern von Verdun im Jahr 1984 war ein weiteres sehr eindrucksvolles Zeichen für diese Aussöhnung. Das unselige Wort „Erbfeindschaft“, das zwischen unseren beiden Völkern stand, ist Vergangenheit. Partnerschaft und Freundschaft, offene Grenzen und selbstverständliche Begegnungen bestimmen heute unser Verhältnis.

Ebenso eindrucksvoll und wegweisend war der Kniefall von Bundeskanzler Willy Brandt am Ehrenmal der Helden des Ghettos in Warschau im Jahr 1970. Diese Geste sollte allen polnischen Opfern deutscher Gewaltherrschaft gelten. Sie war ein maßgeblicher Schritt auf dem Weg zur deutsch-polnischen Aussöhnung.

Deutschland hat heute nicht nur zu Polen, sondern zu all unseren östlichen Nachbarn sehr gute Beziehungen, was mich mit großer Freude erfüllt.

„Nie wieder Krieg“ – diese Sehnsucht ist in der Mitte Europas Wirklichkeit geworden und hat uns seit vielen Jahrzehnten Frieden gesichert. Dies war und bleibt die Grundlage der europäischen Einigung.

Die europäische Einigung sollten wir nicht als selbstverständlich ansehen. Die derzeitigen Diskussionen

über die Zukunft Europas und des Euro haben bei dem Einen oder Anderen trotz aller friedlichen Entwicklungen längst verschüttet geglaubte Ressentiments wieder zum Vorschein gebracht.

Umso wichtiger ist es, dass wir uns der Vision eines dauerhaft friedlich geeinten Europas verpflichtet fühlen. Deshalb müssen wir mit Zuversicht und Weitblick gemeinschaftlich an unserem „Haus Europa“ weiterbauen.

Das „Haus Europa“ ist auf ein starkes Fundament gebaut: Das Fundament sind die gemeinsamen Werte, die Europa bei all seiner Vielfalt und regionalen Besonderheiten einen. Es ist dieses Fundament, das unsere Freiheit und unsere Demokratie garantiert und das wir pflegen und verteidigen müssen.

Zur Vision eines starken Europas der Zukunft gehört auch die Stabilisierung unserer gemeinsamen Währung. Der Euro ist mehr als nur ein Zahlungsmittel. Er ist Bestandteil unseres gemeinsamen europäischen Weges und hat damit gemeinschafts- und friedensstiftende Funktion.

Ich bin fest davon überzeugt: Nur ein wirtschaftlich und politisch geeintes Europa wird sich im globalen Wettbewerb behaupten können, nicht aber einzelne Nationalstaaten. Und nur ein geeintes Europa wird in der Lage sein, auf der Bühne der Weltpolitik ein angemessenes Gewicht in die Waagschale zu werfen. Letztlich

wird das Projekt Europa darüber entscheiden, ob wir Europäer künftig in der Welt als aktive Mitspieler oder nur als Statisten auftreten.

Das „Haus Europa“ in diesem Sinne weiter auszubauen, ist die Aufgabe unserer und der kommenden Generationen. Es ist an uns, das Bewusstsein der Jugend dafür zu stärken, wie wertvoll und unumkehrbar die europäischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte sind.

Wir müssen trotz gelegentlicher Rückschläge die junge Generation immer wieder ermutigen, das Projekt Europa mit Zuversicht und Tatkraft fortzuentwickeln.

Eine solche Ermutigung ist ganz aktuell die Verleihung des Friedensnobelpreises an Europa. Ich verstehe dies nicht nur als verdiente Anerkennung für die europäischen Institutionen, sondern als Auszeichnung für jeden einzelnen europäischen Bürger für seinen Einsatz im Interesse der europäischen Sache.

Jeder von uns ist Teil der Friedensunion Europa. Darauf sollten wir stolz sein. Denn das ist das höchste Gut all unseres Strebens, dass Frieden zum Wohle der Menschen herrsche. Dieses hohe Gut auch für künftige Generationen zu bewahren, dazu mahnt uns der heutige Tag.

***

I. Aus weiteren zentralen Gedenkveranstaltungen zum Volkstrauertag in Berlin

Frieden ist stärker als Krieg

Gedenkansprache des ungarischen Botschafters in Deutschland, Dr. József Czukor, bei der internationalen Gedenkveranstaltung auf dem Friedhof Berlin-Lilienthalstraße

Unter den Toten gibt es keine Sieger und keine Besiegten, unter ihnen gibt es nur Opfer.

Versöhnung. Dieses Wort bekommt eine besondere Bedeutung auf einem Friedhof, auf dem mehrere Tausend Soldaten ruhen. Den Kopf tief geneigt stehen wir am Vorabend des Volkstrauertages, wo sie ihre letzte Ruhe gefunden haben. Wir haben uns hier zu ihrem Gedenken versammelt, zum Erinnern und für all das, was das Leitwort des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge ausdrückt:

„Versöhnung über den Gräbern –
Arbeit für den Frieden“

Das Jahrhundert der großen Kriege ist vorbei. Wir haben das 20. Jahrhundert hinter uns gelassen – ein Jahrhundert der Kriege und der Unterdrückung. Ein neues hat begonnen – wir hoffen, ein Jahrhundert des Friedens und der Freiheit. Diese Hoffnung, dieser Glauben hat uns heute hierher geführt. Die Hoffnung und der Glaube, dass Frieden stärker ist als Krieg, dass Leben stärker als der Tod und die Erinnerung stärker als das Vergessen.

Heute gedenken wir gemeinsam in Vertretung so vieler Länder der Kriegstoten und Opfer von Kriegen, derjenigen, die vergeblich zu Hause erwartet und dann beweint wurden. Dieser Verlust soll nicht vergessen sein und die heranwachsenden Generationen sollen gelehrt werden, warum der Frieden zu schützen und der Krieg zu verhindern ist. Statt Gegenüberstellung soll im 21. Jahrhundert die Zusammenarbeit in den Vordergrund rücken. Albert Schweitzer sagte:

„Kriegsgräber sind die
großen Prediger des Friedens."

Wir müssen danach streben, dass die Jugend aus den Ereignissen der Vergangenheit Lehren zieht, sich immer diese Worte vor Augen hält, wenn sie Soldatenfriedhöfen besucht.

Letzter Brief des Gemeinen Lajos Váradi an seiner Frau. Er geriet im Februar 1945 in Budapest in Gefangenschaft. Er hat den Laufmarsch bis zum Fluss Prut in Rumänien mitmachen können. Eines Abends hat er diesen Brief geschrieben und seinem Kameraden gegeben. Am nächsten Morgen ist er nicht mehr aufgewacht. Seine Frau wartete auf ihn bis 1948, als der Kamerad aus der Kriegsgefangeschaft heimkehrte und ihr den Brief übergab.

„Ich schreibe Dir keinen Brief mehr,
ich werde deine Lippen nicht mehr rot küssen,
vergiss die mit mir verbrachten
mondhellen Sommernächte,

meine Küsse, meine Umarmung,
das Lächeln auf meinem Antlitz!
Mein Grab wird schon von Kriegsgefangenen
irgendwo am Ufer von Prut gegraben."

Der Volkstrauertag wurde durch den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge zum Gedenken an die Kriegstoten des Ersten Weltkrieges eingeführt. Nicht „angeordnete" Trauer war das Motiv, sondern das Setzen eines nicht übersehbaren Zeichens der Solidarität derjenigen, die keinen Verlust zu beklagen hatten, mit den Hinterbliebenen der Gefallenen.

Die erste offizielle Gedenkfeier fand 1922, vor 90 Jahren, im Deutschen Reichstag in Berlin statt. Der damalige Reichstagspräsident Paul Löbe hielt eine im In- und Ausland vielbeachtete Rede, in der er den Gedanken an Versöhnung und Verständigung formulierte. Am Volkstrauertag trauern wir und erinnern wir uns an Opfer von Krieg und Gewalt in der Vergangenheit und Gegenwart. Er gibt uns allen die Gelegenheit, über Vergangenes nachzudenken und öffnet gleichzeitig den Blick für die Gegenwart und die Zukunft. Ein jüdisches Sprichwort sagt:

„Menschen, die man vergisst,
sterben ein zweites Mal."

Gedenktage lehren uns und die nächsten Generationen, dass weder die grausamen Kriege des letzten Jahrhunderts noch die Kriegsopfer je vergessen werden dürfen.

Die zwei großen Tragödien des 20. Jahrhunderts haben ein gewaltiges Blutopfer gefordert. Im Ersten Weltkrieg sind fast 10 Millionen gefallen, im Zweiten Weltkrieg haben 55 Millionen Menschen ihr Leben verloren. Jemand hat einmal nachgerechnet und stellt es sich so vor: Jeweils 50 Menschen stehen nebeneinander in einer Reihe. Hinter ihnen stehen dicht gedrängt wieder 50 Menschen. Und das setzt sich fort, über eine Million Mal, und ergibt eine Strecke von über 1 000 Kilometern, die von den Alpen bis zur Nordsee reicht. Diese Zahl kann kaum begriffen werden, und nahezu unvorstellbar ist, wie viel Trauer, Leid und harte Menschenschicksale dahinter stehen.

Wir Ungarn können das leider besonders gut verstehen, da wir nach beiden Weltkriegen, gemessen an der Gesamtzahl der Opfer, weltweit an vierter Stelle stehen. Viele Familien wissen bis heute nicht, wo der geliebte Vater, Sohn, Bruder oder Mann seine letzte Ruhe gefunden hat. Wir haben noch viel zu tun, bis jeder Gewissheit über seine vermissten Verwandten hat und ihre Seelen Frieden finden.

Es ist mir eine große Ehre, am Vorabend des Volkstrauertages in Vertretung Ungarns der Kriegstoten zu gedenken. Dies spricht auch für die ausgezeichnete deutsch-ungarische Zusammenarbeit im Bereich der Kriegsgräberfürsorge. 2013 ist es offiziell 20 Jahre her, dass unsere Länder das Kriegsgräberabkommen geschlossen haben.

Zum Schluss kommend hoffe ich, dass diese Kranzniederlegung ein Symbol der europäischen Zusammenarbeit und unserer Verantwortung für den Frieden in der ganzen Welt wird.

***

Wir denken
heute an die Opfer von Gewalt und Krieg,
an Kinder, Frauen und Männer aller Völker.

Wir gedenken
der Soldaten, die in den Weltkriegen starben,
der Menschen, die durch Kriegshandlungen
oder danach
in Gefangenschaft, als Vertriebene und Flüchtlinge
ihr Leben verloren.

Wir gedenken
derer, die verfolgt und getötet wurden,
weil sie einem anderen Volk angehörten,
einer anderen Rasse zugerechnet wurden,
Teil einer Minderheit waren
oder deren Leben wegen einer Krankheit
oder Behinderung als lebensunwert bezeichnet wurde.

Wir gedenken derer,
die ums Leben kamen,
weil sie Widerstand gegen Gewaltherrschaft
geleistet haben,
und derer, die den Tod fanden, weil sie an ihrer
Überzeugung oder an ihrem Glauben festhielten.

Wir trauern
um die Opfer der Kriege und Bürgerkriege
unserer Tage,

um die Opfer von Terrorismus und
politischer Verfolgung,
um die Bundeswehrsoldatinnen und -soldaten
und anderen Einsatzkräfte,
die im Auslandseinsatz ihr Leben verloren.

Wir gedenken heute auch derer,
die bei uns durch Hass und Gewalt
gegen Fremde und Schwache Opfer geworden sind.

Wir trauern mit allen,
die Leid tragen um die Toten,
und teilen ihren Schmerz.

Aber unser Leben
steht im Zeichen der Hoffnung auf Versöhnung
unter den Menschen und Völkern,

und unsere Verantwortung
gilt dem Frieden unter den Menschen
zu Hause und in der ganzen Welt.

***

Das Totengedenken wird vom Bundespräsidenten während der zentralen Gedenkfeier zum Volkstrauertag gesprochen.

III. Gedenkveranstaltung am Ehrenmal des deutschen Heeres in Koblenz

Das Ehrenmal des deutschen Heeres

Das Ehrenmal des Deutschen Heeres auf der Festung Ehrenbreitstein in Koblenz ist ein 1972 eingeweihtes Ehrenmal der Bundeswehr für die gefallenen deutschen Soldaten in den beiden Weltkriegen sowie für die im Auslandseinsatz und im Friedensbetrieb ums Leben gekommenen Bundeswehrangehörigen des Heeres.

Schirmherr des Ehrenmals ist der Inspekteur des Heeres. Ihm zur Seite und für die Unterhaltung des Ehrenmals zuständig steht das Kuratorium Ehrenmal des Deutschen Heeres e. V. Eigentümer des Ehrenmals und zugleich auch der Festung Ehrenbreitstein ist das Land Rheinland-Pfalz.

Seit 2002 ist das Ehrenmal des Deutschen Heeres Teil des UNESCO-Welterbes Oberes Mittelrheintal.

Mit Bau der Berliner Mauer 1961 war der Bundeswehr der Weg zum alten Ehrenmal in der Neuen Wache in Berlin versperrt. Pläne zum Bau eines neuen Ehrenmals in der damaligen Bundeshauptstadt Bonn scheiterten an der politischen Auffassung, dass ein vorgesehener Aufstellungsort für ein zentrales Ehrenmal aller Kriegstoten und Opfer der Diktatur reserviert werden sollte. Bei der anschließenden Suche nach einem geeigneten Standort für ein Ehrenmal des Deutschen Heeres fiel die Wahl auf die Festung Ehrenbreitstein in Koblenz. Viele Gründe sprachen für diesen Standort. So war Koblenz in den 1960er-Jahren die größte Garnison der Bundes-

wehr und Sitz des III. Korps; auch die Nähe zum Führungsstab des Heeres in Bonn war ein Vorteil. In der Stadt wirkten vormals eine Reihe von führenden Militärs, so beispielsweise August Neidhardt von Gneisenau, Carl von Clausewitz, Albrecht von Roon, Wilhelm von Scharnhorst, Helmuth Karl Bernhard von Moltke und Paul von Hindenburg.

Das Ehrenmal des Deutschen Heeres wurde von Hans Wimmer zur Erinnerung an die Gefallenen des Ersten und des Zweiten Weltkriegs in der Front des Ravelins eingebaut und am 29. Oktober 1972 von Bundesverteidigungsminister Georg Leber und dem Generalinspekteur der Bundeswehr Admiral Armin Zimmermann feierlich in die Obhut des Heeres übergeben. Bei der Wahl des Aussehens der Gedenkstätte wurde bewusst auf Schlichtheit Wert gelegt. Bei der Einweihung lautete die Inschrift über dem Ehrenmal: „Den Toten des Deutschen Heeres 1914-1918 + 1939-1945 – ihr Vermächtnis: Frieden." Dazu kam eine Gedenktafel.

Nachdem die Aufgaben der Bundeswehr immer mehr Auslandseinsätze umfassen, wurde 2005 eine Erweiterung der Widmung erwogen, um auch den Gefallenen dieser Einsätze einen Ort des Erinnerns zu geben. Am 23. November 2006 wurde das Ehrenmal um eine Stele erweitert und erinnert nun auch an die in der Ausübung ihres Dienstes zu Tode gekommenen Soldaten der Bundeswehr. Dabei wurde die Inschrift in der Nische des Ehrenmals geändert.

Seit der Einweihung des Ehrenmals 1972 findet jährlich zum Volkstrauertag eine Totenehrung der gefallenen, vermissten und im Dienst der Bundeswehr verstorbenen Soldaten statt. Darüber hinaus wird die Festung Ehrenbreitstein selbst für weitere Veranstaltungen der Bundeswehr genutzt, so beispielsweise für Militärkonzerte des Heeresmusikkorps 300 und den Großen Zapfenstreich.

***

Quelle:
http://de.wikipedia.org/wiki/Ehrenmal_des_Deutschen_Heeres; 13.12.2012

Der toten Kameraden gedenken

Gedenkansprache von Klaus von Dohnanyi, Bundesminister a. D. und Erster Bürgermeister von Hamburg a. D., am Ehrenmal des deutschen Heeres in Koblenz

Wie in jedem Jahr, wenn der Herbst die Blätter fallen lässt, die Tage kurz und die Abende lang werden, gedenken wir in Deutschland der Toten. Zunächst derer, die uns noch nahe sind; der Toten, die uns erst kürzlich verlassen haben: Für die Älteren unter uns sind es die Eltern, doch für viele Jüngere dann auch die Großeltern oder gar Urgroßeltern, die sie noch erlebt haben. Am innigsten ist unser Gedenken immer, wenn wir die Toten noch gekannt haben und sie vermissen, weil sie durch ihr Leben ein Stück unseres Lebens geworden sind. Weil ihr Tod eine Lücke in unser Selbst gerissen hat; eine Lücke, die wir niemals schließen können. Die Zeit, das ist richtig, heilt die Schmerzen, aber auch sie kann nicht ausfüllen, was uns fehlt.

Wenn Soldaten toter Kameraden gedenken, dann hat das eine besondere Seite. Heer, Luftwaffe und Marine, sie bilden eine Gemeinschaft besonderer Art. Nicht so wie in einer Familie, wo man sich kennt und der Tod eines nahen Verwandten den Zurückgebliebenen einen Blick, eine vertraute Stimme, eine gewohnte Umarmung genommen hat. Es ist eine andere Gemeinschaft, die der Soldaten. Denn die gefallenen Kameraden hat der einzelne Soldat meist nicht persönlich gekannt.

Aber Soldaten wissen dennoch um ihre Gemeinschaft, um gemeinsame Aufgaben und Gefahren, durch die sie verbunden sind mit den anderen Soldaten. Auch wenn sie wiederum die Kameraden oder Kameradin im Heer, in der Luftwaffe, in der Marine niemals selbst gesehen oder gesprochen haben.

So gibt es immer ein gemeinsames Gedenken der Toten und heute lenkt dieses unseren Blick nicht nur auf die Gefallenen und Verwundeten der beiden großen europäischen Kriege des vergangenen Jahrhunderts. Immer wieder haben wir auch in diesem neuen Jahrhundert die Särge gefallener Kameraden aus den Kampfplätzen in Afghanistan in unser Land zurückkehren sehen, bedeckt mit der ehrenvollen Fahne in den deutschen Farben. Der Krieg ist zwar weiter weggerückt von unseren Landen, aber die Welt ist nicht friedlicher geworden, wie wir heute erneut an den revolutionären Auseinandersetzungen in der arabischen Welt erfahren. Und so gilt unser Gedenken in dieser Stunde zu allererst denjenigen Soldaten, die im Einsatz in Afghanistan für den Frieden auch in Deutschland gefallen sind oder verwundet wurden. Unsere Gedanken gelten ihren Familien, Kameraden und Freunden, die ihren Schmerz noch bis in unsere Stunde heute spüren.

Schwerer ist es für unsere Gesellschaft heute, die wir so lange im Frieden gelebt haben und so wenige direkte Bedrohungen von äußeren Feinden erkennen, sich heute Aufgabe und Opferbereitschaft der Soldaten und Soldatinnen in unserer Zeit klar zu machen. Doch es

gibt keinen Frieden ohne die Bereitschaft, sich im Ernstfall gegen fremde Gewalt zu verteidigen. Die Soldaten und Soldatinnen der Bundeswehr haben diese Aufgabe heute für uns alle übernommen. Es liegt bei uns, dafür Dankbarkeit und Respekt zu zeigen. Und so ist auch heute dieser Gedenktag ein Tag des Dankes an all diejenigen, die sich der harten und gefährlichen Gemeinschaft der Bundeswehr zur Verfügung gestellt haben. Dank auch dafür, dass diese Bundeswehr immer bereitsteht, um in anderen, nicht kriegerischen Situationen für unsere Sicherheit zu sorgen; Flutkatastrophen, zum Beispiel, sind uns in Erinnerung.

Schwerer fällt es uns heute, ein wirklich innerliches Gedenken für die Millionen gefallener Soldaten der beiden Weltkriege des vergangenen Jahrhunderts zu fühlen. Es sind ja kaum noch zwei Jahre, dann jährt sich der Beginn des Ersten Weltkrieges, dieser Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, wie George Kennan es einst formulierte, zum hundertsten Mal. Und es wird nur ein weiteres Jahr dauern, bis das Ende des Zweiten Weltkrieges schon 70 Jahre, ein ganzes Menschenalter also, zurückliegen wird. Diese beiden Kriege sind Geschichte, auch der letzte überlebende Teilnehmer des Ersten Weltkrieges ist – wie wir kürzlich erfahren haben – nun gestorben: Warum also noch immer dieses Gedenken, diese Erinnerung, diese gemeinsame Stunde der Besinnung?

Es ist, weil zwar viele Jahrzehnte vergangen sind, Jahrzehnte tiefer Einschnitte und dramatischer Verände-

rungen, aber die Nation, Deutschland, unser Vaterland ist geblieben, hatte Bestand. Doch weil auch große Umbrüche stattfanden in diesem vergangenen Jahrhundert, weil der Zweite Weltkrieg nicht nur von Deutschland vom Zaun gebrochen wurde, sondern auch von so unvorstellbaren deutschen Verbrechen begleitet war, fällt es der Öffentlichkeit heute schwer, dennoch der Tapferkeit und des Mutes der toten Soldaten auch dieses Zweiten Weltkrieges in Ehren zu gedenken.

Ich möchte Ihnen aber hier heute sagen, dass solche Bedenken unbegründet sind. Denn die weitaus größte Zahl der deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges war genauso ehrenhaft, genauso tapfer und genauso pflichtbewusst wie die Soldaten Polens, Frankreichs, Englands, Russlands oder der USA und aller anderen kriegsteilnehmenden Nationen. Männer und Frauen wurden damals eingezogen, die damalige deutsche Regierung bestrafte Kriegsdienstverweigerer mit dem Tode. Im Krieg selbst, an der Front, standen dann alle Soldaten wiederum in der Pflicht der Kameradschaft, und schließlich hatten sie auch das Gefühl, ihr Vaterland vor dem Eindringen der Kriegsgegner schützen zu sollen.

Niemand wird heute bestreiten, dass es keine gerechte Sache war, für die das Deutsche Reich 1939 den Krieg begann; und niemand wird auch die in diesem Krieg begangenen Verbrechen leugnen. Aber macht das den Einsatz, macht das die Opfer und die Leiden des einzelnen Soldaten geringer? War es nicht oft so in der Geschichte, dass Soldaten von ihrer politischen Obrigkeit auch für

eine ungerechte Sache in Krieg, Verwundung und Tod geschickt wurden? Und ehren wir diese Soldaten nicht dennoch?

Auch die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges verdienen ein ehrendes Gedenken. Wir verneigen uns heute vor all denjenigen, die im guten Glauben an ihre Pflichten und Aufgaben während dieses Krieges ihr Leben oder ihre Gesundheit als tapfere Soldaten Deutschlands verloren haben. Und wir verneigen uns vor denen, die den Tod durch die Naziregierung erlitten, weil sie sich diesem ungerechten Krieg entziehen wollten oder gar als Widerstandskämpfer versuchten, wie die Offiziere des 20. Juli, dem Krieg ein Ende zu machen.

Was für die Soldaten des Zweiten Weltkrieges gilt, das gilt auch für die des Ersten Weltkrieges. Deutschland hatte diesen nicht allein begonnen, wie wir heute wissen. Die deutschen Heere waren auch nicht aggressiver als die der Gegner; auch unser Land verteidigte sich in dieser „Urkatastrophe“, in die alle europäischen Großmächte gleich leichtfertig und gleich schuldig hineingeschlittert waren.

Und so gedenken wir heute auch dieser toten Soldaten in Ehren und mit Dankbarkeit für ihre tapfere Opferbereitschaft und beten, dass kein neuer Krieg, keine neue Katastrophe unser Land in Zukunft verheeren möge. Es ist gut, in einer solchen Stunde der Besinnung mit Ihnen zusammen sein zu dürfen.

Im Sinne dieser Kameradschaft zwischen vier Generationen möchte ich Ihnen meine guten Wünsche und meinen Dank für Ihren Dienst an Deutschland, Europa und dem Frieden in der Welt sagen.

***

IV. Aus Gedenkveranstaltungen in den Bundesländern

Mit ihrer Geschichte verwurzelt

Gedenkansprache von Silke Baumann, Vikarin der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, in der Stadtkirche Friedberg/Hessen

Als ich im Vorfeld gefragt wurde, ob ich die Gedenkansprache zum Volkstrauertag in der Evangelischen Kirche Friedberg halten könnte, dachte ich: Was sollte ich mit 28 Jahren den Leuten wohl zu sagen haben können – am Volkstrauertag?

An dem Tag, an dem wir deutschlandweit derer gedenken, die ihr Leben ließen – im Krieg, unter Gewaltherrschaft und unter Verfolgung.

Wir gedenken zum einen aus Trauer und Erinnerung an die Menschen, die wir geliebt haben. Wir gedenken aber auch als Zeichen der Mahnung und im Bewusstsein unserer Verantwortung gegenüber den Menschen, mit denen wir gegenwärtig zusammen leben. Aus diesem Verantwortungsgefühl heraus halten wir jedes Jahr in unserer Kirchengemeinde eine Friedensdekade.

Verantwortung tragen für Zukunft und Gegenwart, achtsam dafür sein, wie wir heute miteinander umgehen, das sehe ich als Aufgabe – nicht nur meiner, sondern jeder Generation.

Das Wertvolle eines solchen Gedenktages ist das Aufleben der Erinnerung. Wir lernen nicht nur aus eigenen Erfahrungen, sondern auch aus den Erinnerungen un-

serer Eltern und Großeltern. Wenn Geschichte nicht nur Auseinandersetzung mit Fakten bedeutet, sondern Geschichten aus den Gesichtern erzählt werden, die uns ähnlich sehen. Ich will damit sagen, kein Schicksal, keine Geschichte steht für sich. Unser eigenes Leben steht immer in Relation zu dem unserer Vorgängergeneration und der davor.

Und so möchte ich Ihnen heute gerne die Geschichte meiner Familie erzählen und welche Verantwortung aus ihr für mich daraus gewachsen ist.

Aus meiner Familie hat niemand im Krieg gekämpft. Aus meiner Familie hat sich niemand in einem Bunker verstecken müssen. Meine Familie hat den Krieg in gewisser Hinsicht aus der Ferne miterlebt.

Wir sind Siebenbürger Sachsen. Das heißt, wir gehören zu einer Gruppe Deutscher, die vor etwa 850 Jahren aus dem Moselfränkischen ausgewandert ist und sich im Karpatenkessel des heutigen Rumäniens niedergelassen hat. Dort haben meine Vorfahren alle gelebt. Sie haben die deutsche Kultur und Sprache weiter gepflegt und sind in ihren dörflichen Strukturen in der Regel unter sich geblieben. Dort bin ich selbst geboren und aufgewachsen – als Deutsche unter Deutschen in Rumänien.

1990 hat eine große Auswanderungswelle auch den Großteil meiner Familie nach Deutschland verschlagen. Wir haben unsere Heimat aufgegeben, um ins so genannte Vaterland zurückzukehren. Den Großteil mei-

ner Kindheit und Jugend habe ich hier verbracht. Plötzlich, gar nicht mehr so deutsch unter den Deutschen, sondern irgendwie fremd.

Von einem Tag auf den anderen trug ich nicht mehr den Stempel der Deutschen, sondern den Stempel einer Ausländerin. Vieles hat sich mit der Auswanderung geändert, eines nicht: das Gefühl, zu einer Minderheit zu gehören.

Meine Oma war 64 Jahre alt, als sie Rumänien verließ, um in Deutschland ein neues Leben zu beginnen. Ich habe immer bewundert, dass sie und viele andere Familienangehörige sich in diesem Alter noch entschieden, wieder ganz neu anzufangen.

Und doch hat es nie so ganz funktioniert. Es hat Jahre gedauert, bis sie sich daran gewöhnt hatte, „D-Mark“ zu sagen anstatt „Lei“, und „Euro“ war dann einfach zu viel des Guten.

Und: Meine Oma hat immer von Russland erzählt. Sie hat davon erzählt, wie sie mit 19 Jahren nach Russland ins Arbeitslager deportiert wurde und fünf Jahre lang versucht hat, dort nicht zu verhungern oder zu erfrieren. Jedenfalls haben sich ihre Geschichten immer so angehört.

Um ehrlich zu sein, konnte ich als Jugendliche nicht besonders viel mit ihren Erzählungen anfangen. Ich wusste, dass alle meine Großeltern dieses Schicksal geteilt haben, alle Siebenbürger, die 1945 16 Jahre alt und älter

waren. Aber es passte irgendwie nicht mit dem zusammen, was ich in der Schule gelernt hatte. Scham und Schuldgefühl für die Gräueltaten des nationalsozialistischen Regimes passten nicht zu den Klagen über die Verschleppung derer, die bis zuletzt hinter dem deutschen Vaterland standen.

Was ich allerdings verstand war, dass meiner Oma etwas Schlimmes angetan worden war. Etwas, das so viel Erschütterung und Schrecken in ihr ausgelöst hatte, dass sie ihr ganzes Leben immer wieder von diesen fünf Jahren ihrer verlorenen Jugendzeit sprach.

In diesem Sommer, habe ich wie so oft meinen Großvater besucht, der in der alten Heimat geblieben ist. Auch er hat das gleiche Schicksal erlitten, und auch er hat schon – seit ich denken kann – immerzu davon gesprochen.

In diesem Jahr sind wir miteinander darüber ins Gespräch gekommen. Er erzählte mir, wie sich 1944 der Krieg dem Ende zu neigte und wie sich in Siebenbürgen die Angst vor Übergriffen durch Rumänen und die Angst vor der russischen Besetzung ausbreitete.

Rumänien war kurz vor Ende des Krieges von deutscher Seite auf die der Alliierten gewechselt. Die Siebenbürger fühlten sich ausgeliefert – aus gutem Grund, denn sie waren es. Es folgte eine Zeit der Angst und der Unterdrückung. Die unmittelbare Nachkriegszeit war geprägt von Plünderungen, Enteignung und Deportation.

Die Sowjetunion forderte Tribut vom rumänischen Staat, dieser wiederum von den Deutschstämmigen. 1945 wurden alle gesunden Männer und Frauen im Alter zwischen 16 und 45 aus ihren Häusern und Dörfern in Arbeitslager, in der Regel nach Sibirien, deportiert.

Mein Großvater, der damals 17 war, wurde zusammen mit seinem Vater deportiert. Seine Mutter blieb zurück mit drei Kindern und dem Besitz, der ihr geblieben war und den sie tragen konnte. Denn die Zurückgebliebenen wurden enteignet und von ihren Höfen verjagt. Wie sich meine Urgroßmutter fünf Jahre lang mit drei Kindern durchgeschlagen hat, und wie sie sich vor Übergriffen geschützt haben mag, dazu konnte oder wollte mein Großvater nichts sagen.

Als er mit seinem Vater zurückkehrte, bewohnten Rumänen ihren Hof. Allerdings bekamen die Siebenbürger ihre Häuser zurück, sobald sie sich der kommunistischen Kollektivwirtschaft verpflichteten.

Das Verhältnis zwischen Deutschstämmigen und Rumänen war zerrüttet. Und ich behaupte, so ist es immer noch vielerorts. Ich kann verstehen, wie schwer es fur meine Großeltern gewesen sein muss, weiterhin mit den Menschen zusammen zu leben, die sie wenige Jahre zuvor enteignet und ausgeliefert hatten, an den vorherigen Kriegsfeind.

Ich verstehe ihre Wut und ihren Ärger, aber ich teile diese Gefühle nicht, oder etwa doch?

Warum erzähle ich Ihnen diese Geschichte? Weil ich aus ihr heraus etwas an mir selbst bemerkt habe, das mich aufgeschreckt hat. Etwas, das man vielleicht als Fremdenangst verstehen könnte.

Meine Oma sagte immer: „Mit Rumänen sollst du nichts zu tun haben." Ich habe diese Aussage eigentlich belächelt und nicht ernst genommen.

Meine Eltern haben viele rumänische Freunde und auch mir sind einige aus Kindertagen geblieben. Ich habe nicht ein einziges Mal in meinem Leben eine schlechte Erfahrung mit einem rumänischen Mitmenschen gemacht. Und doch sitzt tief in mir eine gewisse Scheu.

Jedes Mal, wenn ich in die alte Heimat fahre, und vor allem seitdem ich allein reise, habe ich Angst davor, ich könnte … ich weiß nicht mal was – was könnte mir dort passieren, das mir hier nicht auch passieren kann? Mir ist noch nie etwas passiert!

Aber tief in mir gibt es eine Regel, die sagt: Traue keinem Rumänen! Komisch …! Vor allem, da ich auf all meinen Fahrten immer herzlich und offen aufgenommen worden bin und ich noch nie etwas anderes als Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft erlebt habe.

Diese Scheu, sie beruht nicht auf meiner Erfahrung. Es ist als wäre sie mir in die Wiege gelegt worden, als wäre sie in mich gepflanzt.

Ich schäme mich dafür und hinterfrage sie, sooft sie in mir zum Klingen kommt. Aber sie geht nicht weg, bis jetzt jedenfalls. Die Erlebnisse meiner Großelterngeneration sind letztlich zu meinen Vorurteilen geworden.

Und um ehrlich zu sein, es verwundert mich nicht. Denn ich bin mit ihrer Geschichte verwurzelt, das kann ich nicht abschütteln und will es auch nicht. Ich will nicht verleugnen, sondern mich mit dem auseinandersetzen, in das ich hineingeboren worden bin: einen Konflikt zwischen zwei Kulturen, die die Geschichte zusammengeführt hat, die aber nie so richtig zusammenfinden wollten.

Es sind nicht meine eigenen Erfahrungen, die Scheu und Scham in mir auslösen, sondern die Geschichte meiner Großeltern. Und nur wenn ich das weiß und es mir bewusst mache, dann kann ich mit dieser Vergangenheit umgehen. Schließlich ist es der Boden, auf dem ich gewachsen bin.

Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit derer, die wir geliebt haben und noch lieben, lässt uns den Verlauf der Geschichte meistens besser verstehen. Und dieses Verstehen hilft uns dann hoffentlich, besser mit unseren Mitmenschen in der Gegenwart umzugehen.

Das Stillschweigen, Verleugnen und Verdrängen ist ein fruchtbarer Boden dafür, die gleichen Fehler wieder zu machen. Sich dem hinzugeben, was einem in die Wiege gelegt wurde, ohne es sich mal genau anzuschauen.

Zum heutigen Gedenktag möchte ich Sie und uns einladen sich zu erinnern beziehungsweise Erinnerungen und Geschichten auszutauschen. Erzählen auf der einen Seite und Nachfragen, Hinterfragen, Verstehen auf der anderen Seite – das schafft einen fruchtbaren Boden, um mit der Vergangenheit umzugehen und aus ihr zu lernen, auch über mehrere Generationen hinweg.

***

Den Blick für die Zukunft schärfen

Gedenkansprache von Ernst Klein,
Gegen Vergessen – für Demokratie e. V.,
im Bürgersaal der Stadt Kassel/Hessen

Das Gedenken am Volkstrauertag führt heute hier im Bürgersaal Menschen zusammen mit völlig unterschiedlichen Lebenserfahrungen, Erinnerungen und Schicksalen, mit unterschiedlichem Wissen über unsere jüngere Geschichte und sicherlich auch mit unterschiedlichen Einschätzungen der Gegenwart und der Erwartungen an die Zukunft.

Unter uns befinden sich Angehörige der Generation, die den NS-Terror, den Weltkrieg, die Bombennächte, Flucht, Vertreibung und viele andere schlimme Ereignisse erlebt und erlitten haben, Angehörige der Nachkriegsgeneration, die – wie auch ich – das Glück hatten, in Zeiten des Friedens aufzuwachsen, Mitbürgerinnen und Mitbürger, die aus anderen Teilen der Welt in unser Land gekommen sind, und auch viele junge Leute, Schülerinnen und Schüler, die heute so leben können, als wären Frieden und Freiheit hier in Europa selbstverständlich. Ich danke den Veranstaltern für das Vertrauen, heute hier sprechen zu dürfen, ich habe diese Aufgabe gern angenommen.

Viele Gedanken gingen mir bei der Vorbereitung durch den Kopf, Erinnerungen, die so gut wie vergessen waren, tauchten wieder auf:

Als Schuljunge hörte ich von meinem Vater, dass während seiner Schulzeit unter anderem in jedem Jahr der „Sedanstag“ mit großem Pomp gefeiert wurde zur Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg von 1870-71. Für mich waren das damals Schilderungen aus unendlich weit entfernten Zeiten. Erst jetzt wird mir klar, dass für die heutige Jugend die Schlacht von Stalingrad und die Geschichte des Zweiten Weltkrieges zeitlich ähnlich weit entfernt sind. Ich habe auch noch ganz deutlich eine Postkarte vor Augen, die mein Großvater 1914 von der russischen Front nach Hause schickte und die ich als Schüler oft in den Händen hatte. Auf der bedruckten Vorderseite waren kolorierte Zeichnungen von vier Soldaten in verschiedenen Uniformen, darunter die folgenden Aufrufe, die ich nie vergessen habe:

„Jeder Tritt ein Britt, jeder Stoß ein Franzos’, jeder Schuss ein Russ“ und dann noch der Satz: „Serbien muss sterbien“.

Später habe ich dann gelernt, dass die britischen und französischen Propagandisten in ähnlicher Art die Deutschen als „Hunnen“ und blutrünstige Ungeheuer verteufelten und dass sich die europäischen Völker gegenseitig voller Hass zu „Erbfeinden“ abstempelten.

Heute wissen wir, dass mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs mit nur kurzen Unterbrechungen eine mehr als dreißig Jahre dauernde Phase von Chaos, Leid und Tod begann, mit zwei Kriegen in bis dahin nicht vorstellbaren Ausmaßen und Auswirkungen, mit dem Auf-

stieg menschenverachtender, verbrecherischer Ideologien und Diktaturen, mit unermesslichen Zerstörungen, vielen Millionen Toten, mit Flucht, Vertreibung und grenzenlosem menschlichen Leid.

Und jetzt, im Jahr 2012, wird der Friedensnobelpreis an die Europäische Union verliehen! (...) Ich verstehe die Entscheidung des Nobelpreiskomitees als einen eindringlichen Hinweis darauf, dass der nun schon jahrzehntelang andauernde Frieden in fast allen Teilen Europas keineswegs selbstverständlich ist, als ein wichtiges Zeichen dafür, dankbar zu sein, aber auch zu erkennen, dass Frieden immer wieder neu erarbeitet werden – und jeder von uns seinen Beitrag dazu leisten muss. Auch die zahlreichen Gedenkveranstaltungen am Volkstrauertag können wichtige Beiträge sein in der Arbeit für ein friedliches Zusammenleben aller Menschen und Völker.

Dabei – so sehe ich es – müssen wir alle gemeinsam stets darum bemüht sein, dass unser Gedenken nicht zu Routine-Veranstaltungen erstarrt, dass unser Trauern die bittere Erkenntnis mit einbezieht, zu welcher Verrohung des Denkens und Handelns Menschen fähig sind, dass wir aufbauend auf der Erinnerung an das Vergangene uns uneingeschränkt in allen Bereichen unseres Lebens um den Schutz der Werte menschlicher Zivilisation bemühen, und vor allem, dass unser Einsatz für ein friedliches Zusammenleben ein ständiger, durchgehender Einsatz sein muss und sich nicht auf einzelne kurze Phasen emotionaler Erregung bei bestimmten Ereignissen beschränken sollte.

Diesen Zielen dient – neben vielen anderen Aktivitäten in unserem Land – in besonderem Maße auch die Arbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, die mit den Worten „Versöhnung über den Gräbern – Arbeit für den Frieden“ deutlich definiert wird.

Am Beispiel dieser kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs gegründeten Vereinigung und den verschiedenen Formen des Gedenkens am Volkstrauertag im Lauf der Zeit können wir heute deutlich die bemerkenswerten Entwicklungen und Akzentverschiebungen in unserer Erinnerungskultur erkennen. Vor 90 Jahren, im März 1922, wurde erstmals auf Einladung des Volksbundes unter der Bezeichnung „Volkstrauertag“ eine Gedenkstunde zu Ehren der Toten des Weltkriegs in Berlin im Reichstag gehalten. Für mich ein Anlass für Rückblick und Ausblick:

Die Ansprache hielt damals der sozialdemokratische Reichstagspräsident Paul Löbe. Er forderte in seiner Rede dazu auf, die Toten zu ehren, ohne jedoch in eine glorifizierende Heldenverehrung zu verfallen. Die Toten der anderen am Weltkrieg beteiligten Völker bezog er in das ehrende Gedenken ausdrücklich mit ein.

In den folgenden Jahren veränderte sich sowohl die Gestaltung der Gedenkfeiern als auch Tenor und Inhalt der Ansprachen. Immer stärker wurden in Berlin, aber auch in anderen deutschen Städten militärisch-kriegerische und nationalistische Akzente gesetzt. Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde der

Volkstrauertag sofort für deren politische Absichten missbraucht und schon 1934 zum „Heldengedenktag“ umbenannt. Die Gestaltung der Feiern übernahm das Propagandaministerium unter Leitung des Ministers Goebbels. Nationalsozialistischer Opferkult, Heldenverehrung verbunden mit der Beschwörung eines neuen Aufstiegs zu nationaler Größe und viele aggressiv-kriegerische Vorzeichen bestimmten nun die mit großem Aufwand überall im Land inszenierten Veranstaltungen. Die etwa 12 000 im Ersten Weltkrieg gefallenen deutschen Soldaten jüdischer Abstammung kamen bei diesem „Heldengedenken“ nicht mehr vor, sie wurden genauso brutal ausgegrenzt wie ihre noch in Deutschland lebenden Angehörigen. Aus vielen Gedenkbüchern und Gefallenen-Ehrenmalen wurden die Namen der gefallenen Juden entfernt, auch in den Städten und Dörfern in unserer Region.

1939 wurde der Heldengedenktag ausdrücklich mit dem Jahrestag der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht zusammengelegt. Das Gedenken an die toten Soldaten wurde missbraucht, um die Bereitschaft zum Kämpfen und Sterben in dem gerade begonnenen Krieg zu mobilisieren. Das Gedenken sollte – ich zitiere aus dem „Völkischen Beobachter“: „... nicht eine Trauerkundgebung, sondern eine Feier der stolzen Erhebung sein, die das deutsche Volk empor reißt und innerlich für den kommenden Endsieg stärkt“.

Doch statt des beschworenen Endsiegs folgten der von Deutschland entfachte totale Vernichtungskrieg, Mas-

senmord, 55 Millionen Tote, Ruinen, Schutt und Asche in Europa und darüber hinaus. Die Geschichte aller Kriege, Gewalttaten und Verbrechen setzt sich zusammen aus den Schicksalen einzelner Menschen, die wir nicht auf statistische Größen reduzieren dürfen.

Ich zitiere aus den Erinnerungen der polnischen Jüdin Sofia Kann, die in Lublin die Hinrichtung von fünf jungen Gefährtinnen erleben musste und dann in das KZ Ravensbrück verschleppt wurde:

„Dann war der Krieg aus. Wir kehrten heim in unsere zerstörten Städte. Wir sahen die deutschen Kriegsgefangenen. Die Gesichter dieser Gefangenen sehe ich noch heute vor mir. Sie sahen aus wie wir, gezeichnet von Angst und Hunger. Plötzlich spürte ich, dass ich nicht hassen konnte, obwohl ich doch fünf Jahre lang nur im Hass gelebt hatte. Aber die schrecklichen Bilder, die zerlumpten und verwundeten Soldaten, die leergebrannten Häuser. Diese Bilder des Krieges lehrten uns: Es gibt am letzten Tag keine Sieger und keine Verlierer. Es gibt nur Menschen. Millionen von Menschen, die mit unsäglichen Leiden und sogar mit dem Tod für den Hass derjenigen bezahlt haben, die sich für Übermenschen hielten“.

Nach dem totalen Zusammenbruch bei Kriegsende wurde den in vielerlei Hinsicht traumatisierten Deutschen allmählich klar, dass nun eine totale Neuorientierung, eine Neubesinnung und ein Neuanfang in allen Bereichen des Lebens und auch des Gedenkens an die unzähligen Toten erforderlich waren.

Anders als nach dem Ersten Weltkrieg stand der Trauer und dem Schmerz um den Verlust der eigenen Angehörigen das immer deutlicher werdende Wissen um bis dahin nicht vorstellbare, von deutscher Seite verübte Verbrechen gegenüber. Der Hauptmann Wilm Hosenfeld aus der Rhön, der in Polen während des Krieges zahlreiche verfolgte Menschen gerettet hatte, schrieb 1945 an seine Frau aus der russischen Gefangenschaft, die er nicht überlebte: „Gott braucht jetzt Menschen, die die Schale seiner ausgleichenden Gerechtigkeit mit Opfern füllen. Sind auch wir dazu berufen? Ich glaube, ja!“

Solche Gedanken waren den meisten Deutschen nach 1945 zunächst fremd. Aber trotz vieler zum Teil hilfloser Versuche des Verschweigens, Verdrängens und Verleugnens musste in der damaligen Gesellschaft doch endlich die Erkenntnis reifen, dass ein Gedenken an die deutschen Opfer durch Krieg und Gewalt ohne ein Gedenken an die Opfer der von Deutschen begangenen Verbrechen nicht möglich sein kann und nicht möglich sein darf.

Neue Wege mussten somit auch für die Wiedereinführung eines gemeinsamen Gedenktages gefunden werden, und es sollte noch lange dauern, bis sich dieser Tag vom früheren Heldengedenktag über einen Gefallenen-Gedenktag zu einem gemeinsamen Totengedenken für alle Opfer als Kern unseres kulturellen Gedächtnisses entwickelte. Und ich bin sicher, dass dieser Prozess noch nicht abgeschlossen ist und weitergeführt werden muss.

In den 1960er-Jahren formulierte der Volksbund einen Text für die Totenehrung, in dem auch der Opfer politischer, religiöser oder rassistischer Verfolgung gedacht wurde. Dieser Text sollte nun überall im Lande verwendet werden, was auf lokaler Ebene zum Teil nur sehr zögerlich angenommen wurde. Im Lauf der folgenden Jahre wurde der Wortlaut nach einigen Ergänzungen und Veränderungen dann endlich Bestandteil fast aller Gedenkveranstaltungen.

So können wir heute zu Recht feststellen, dass wir die Formen und Inhalte unseres Gedenkens in die richtige Richtung verändert haben. Die Zeit, in der Krieg und die Krieger verklärt wurden und alle anderen Opfer von Krieg und Gewalt unerwähnt blieben, ist nun schon lange vorbei. Heute steht die Erinnerung an alle Frauen, Männer und Kinder, die in den Zeiten von Krieg, Terror und entsetzlicher Staatsverbrechen ihr Leben lassen mussten, im Mittelpunkt.

Generationen junger Menschen aus vielen Ländern wurden inzwischen mit Hilfe von Jugendaustauschprogrammen zusammengeführt, ein herausragendes Beispiel sind auch die vielen gemeinsamen Arbeitseinsätze bei der Pflege und Erhaltung der Soldatenfriedhöfe. Oder auch die vom Volksbund auf Usedom eingerichtete deutsch-polnische Jugendbegegnungsstätte. Dass gerade dort ein Platz an den von mir schon erwähnten Wilm Hosenfeld erinnert, hat für mich eine besondere Symbolkraft, ebenso wie die Tatsache, dass die „Versöhnung über den Gräbern“ auch die unzähligen Opfer

mit einbezieht, für die es nirgendwo ein Grab gibt. Ein beeindruckendes Beispiel hierfür ist die vor zehn Jahren aufgebaute Gedenkstätte zur Erinnerung an die ermordeten Juden in Riga-Bikernieki.

Die heute überall zu einem festen Bestandteil der Gedenkfeier gewordenen Worte des Totengedenkens wurden mit Bedacht formuliert, es liegt an uns, sie wirklich zu verinnerlichen:

– Wenn wir an die in den Weltkriegen gefallenen Soldaten denken, erinnern wir uns dabei auch an die über 20 000 deutschen Soldaten, die wegen des Vorwurfs der Wehrkraftzersetzung, angeblicher Feigheit und ähnlicher Anschuldigungen von ihren eigenen Landsleuten hingerichtet worden sind, wie zum Beispiel der Kaufmann Johann Walter aus Kassel?

– Wenn wir der vielen in der Gefangenschaft gestorbenen Menschen wie des nach dem Fall von Stalingrad in Russland gestorbenen Friedrich Neutze aus Wolfhagen oder Kurt Reuber aus Kassel gedenken, der uns die eindrucksvolle Zeichnung der Madonna von Stalingrad hinterlassen hat, erinnern wir uns auch an die nahezu drei Millionen russischen Kriegsgefangenen, die in deutschen Lagern an Hunger und Entkräftung sterben mussten?

– Sind wir uns der Tatsache bewusst, dass Gewalt, Vertreibung und Mord direkt von unserer Haustür schon ab 1933 verübt wurden?

Ich erinnere hier stellvertretend für viele Opfer an die jüdischen Kasseler Bürger Rudolf Nußbaum und Dr. Max Plaut, die die sadistischen Misshandlungen durch Kasseler SA-Leute nicht überlebten, und an Adolf Kander aus Naumburg, der wie viele jüdische Männer schon Ende 1938 in Buchenwald umgebracht wurde, ebenso an die vielen behinderten Menschen, die zum Beispiel aus Pflegeanstalten wie Merxhausen nach Hadamar verlegt wurden und den Euthanasie-Morden zum Opfer fielen, und an die Menschen, die wegen ihrer religiösen oder politischen Überzeugungen oder einfach weil sie „anders“ waren, grausam sterben mussten.

Erinnern wir uns auch an die über 2 200 jüdischen Frauen, Männer und Kinder aus unserer Region, die deportiert und in den Ghettos und Todeslagern umgebracht wurden, so wie Johanna Wertheim aus Schauenburg mit ihren sechs Kindern im Alter von eineinhalb bis elf Jahren?

Oder erinnern wir uns an die ungarischen Jüdinnen, die in Hirschhagen bei Hessisch-Lichtenau bis zur totalen Entkräftung Zwangsarbeit leisten mussten und dann in Auschwitz vergast wurden, und auch an die Frauen und Männer, die ermordet wurden, weil sie Widerstand geleistet haben wie Adam von Trott zu Solz aus Imshausen?

Wenn wir um die Opfer von Flucht und Vertreibung trauern, denken wir vielleicht auch an den Untergang des Flüchtlingsschiffes „Wilhelm Gustloff“ in der Ost-

see, bei dem Ende Januar 1945 viele Tausend Menschen ihr Leben verloren. Aber nur wenigen Menschen in unserem Land ist bekannt, dass exakt zur gleichen Zeit über 6 000 jüdische halb verhungerte Gefangene in einen Todesmarsch von Königsberg an die Steilküste bei Palmnicken getrieben wurden und dort systematisch mit Maschinengewehren ermordet wurden. Zahlreiche Deutsche, die wenig später selbst Opfer der Kriegshandlungen wurden, haben sich damals mitleidslos an der Jagd nach geflüchteten Überlebenden beteiligt.

Wenn wir an die vielen Tausend Opfer der Bombenangriffe in Kassel und anderen deutschen Städten erinnern, denken wir auch an die vielen Menschen, die schon vorher in Guernica und Coventry, in Warschau, Belgrad und unzähligen weiteren Städten im Bombenterror der deutschen Luftwaffe sterben mussten?

Binden wir in unsere Trauer und unser Gedenken auch den 18-jährigen Gefangenen Valentin Domaschewski und seine 27 Leidensgenossen ein, die am Karfreitag 1945 in Breitenau von der Gestapo erschossen wurden, oder den 20jährigen Pierre Bourgeois aus Frankreich, der mit elf weiteren Gefangenen am gleichen Tag auf dem Wehlheider Friedhof erschossen wurde, oder an den italienischen Kriegsgefangenen Giovanni Barattini, der mit 77 weiteren Zwangsarbeitern am 31. März 1945 am Bahnhof Wilhelmshöhe ermordet wurde?

Beziehen wir in unser Gedenken auch die über 1 000 Toten ein, die an der innerdeutschen Grenze umge-

bracht wurden wie zum Beispiel Heinz-Josef Große, der 1982 bei Bad Sooden-Allendorf erschossen wurde, weil er von Thüringen nach Hessen wollte – und auch die Menschen, die in Afghanistan oder anderen Krisengebieten ihr Leben verloren, und die mitten unter uns ermordeten Opfer rechtsradikaler Verbrecher wie Halit Yozgat aus Kassel?

Diese Erwähnung verschiedener Opfergruppen ist unvollständig; aus Zeitgründen kann ich nur beispielhaft aufzeigen, wie unterschiedlich die Opfer und ihre Schicksale sind, dass der Schrecken von Krieg und Gewalt viel näher ist als es ein Kapitel im Geschichtsbuch erahnen lässt, nicht Halt macht vor der vermeintlichen Idylle der Provinz, der Kleinstadt und des Dorfes und dass es bei unserem Gedenken um Menschen geht, die hier einmal gelebt haben.

Unser Gedenken an die Opfer kann nicht das unendliche seelische und körperliche Leid ausdrücken, das jeder einzelne dieser Menschen erdulden musste. Aber wir können durch die Erinnerung unsere Achtung vor den Toten zum Ausdruck bringen und den Lebenden aufzeigen, wohin es führen kann, wenn große Teile eines Volkes gegenüber sichtbaren Fehlentwicklungen gleichgültig bleiben oder gar willfährig einem verbrecherischem Regime folgen.

Wir erinnern an das Vergangene und das historische menschliche Versagen, um den Blick für die Zukunft zu schärfen. Durch Vermittlung historischen Wissens kön-

nen wir unsere Urteilsfähigkeit in unserer Zeit stärken. Unsere Geschichte ist ein gewaltiges Frühwarnsystem, aber wir alle müssen noch lernen, es besser zu nutzen.

Gerade in den letzten Monaten mussten wir mit Entsetzen zur Kenntnis nehmen: Es gibt sie nach wie vor, die Verbrecher, die sich an nationalsozialistischem Gedankengut orientieren. Überall, auch hier. Sie verbreiten nicht nur ihre bösen Parolen, sie schrecken auch vor Mord nicht zurück, sie verweigern den Opfern Respekt und verhöhnen sie. Und deshalb sind wir alle gefordert, jeder von uns, nicht nur Behörden und Regierungen. „Wir fürchten Euch nicht, wo ihr auftretet, werden wir Euch im Wege stehen, in jedem Ort, in jedem Land, im ganzen Staat“ hielt unser Bundespräsident vor kurzem in Rostock den Neonazis entgegen.

Es liegt auch in unserer ganz persönlichen Verantwortung, jederzeit und überall für Menschenrecht und Achtung der Menschenwürde einzutreten und damit auch zum Erhalt des Friedens beizutragen.

Es gibt überall in unserem Land Denkmäler und Mahnmale verschiedener Art zur Erinnerung an die Opfer von Krieg und Gewalt. Das beste Mahnmal aber, das wir für die Opfer schaffen können, ist der Aufbau einer Gesellschaft, die über alle Grenzen hinaus von Toleranz, gegenseitiger Achtung und Humanität geprägt ist.

„Dafür lassen Sie uns wirken“ fügte Willy Brandt 1973 beim Totengedenken dem Satz mit der Hoffnung auf

Versöhnung und Frieden in der Welt hinzu, wohlwissend, dass der bloße Wunsch nach Frieden allein nicht ausreicht, dass wir uns alle aktiv dafür einsetzen müssen und zwar direkt vor unserer Haustür beginnend.

Ich danke Ihnen für Ihre Geduld und Ihre Aufmerksamkeit und möchte abschließen mit dem Gebet der Vereinten Nationen:

Herr, unsere Erde ist nur ein kleines Gestirn im großen Weltall. An uns liegt es, daraus einen Planeten zu machen, dessen Geschöpfe nicht mehr von Krieg gepeinigt, nicht mehr von Hunger und Furcht gequält, nicht sinnlos nach Rasse, Hautfarbe und Weltanschauung getrennt werden. Gib uns Mut und Kraft, schon heute mit diesem Werk zu beginnen, damit unsere Kinder und Kindeskinder einst mit Stolz den Namen „Mensch" tragen.

***

Impressum

Herausgeber
Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.
Werner-Hilpert-Straße 2, 34112 Kassel
Telefon: 0561-7009-0
Telefax: 0561-7009-221
E-Mail: info@volksbund.de
Internet: www.volksbund.de

Spendenkonto
Konto: 3 222 999
Bank: Commerzbank Kassel
BLZ: 520 400 21
IBAN: DE23 5204 0021 0322 2999 00
BIC: COBADEFFXXX

Verantwortlich
Rainer Ruff, Generalsekretär

Redaktion, Gestaltung und Satz
Dr. Martin Dodenhoeft, mit Unterstützung von Maurice Bonkat

Druck
Druckerei C. H. Beck, Nördlingen, 2013-5,5

Titelbild
Alexandra Simtion, Heinz Pankuweit (Foto: Bonkat)

Gefördert durch:

Lützowufer 1, 10785 Berlin
www.GedenkenundFrieden.de
info@GedenkenundFrieden.de
Tel. 0800 - 7777 - 001
Fax 0561 - 7009 - 221

Stiftung Gedenken und Frieden